

Die
politischen Lyriker der Gegenwart.

—••••—
Herwegh, Prutz, Beck,
Hoffmann von Fallersleben u. A.



Sie müssen bei dem Schluß des vorliegenden Werkes, welchem eine größere Ausdehnung nicht zugemessen ist, noch einer, besonders in der neueren Zeit hervortretenden Richtung der Poesie, und der zu derselben gehörenden Dichter Erwähnung thun. Dies ist die sogenannte politische Poesie.

Ein gewiß für das Fortschreiten, oder besser gesagt, für das endliche Erwachen deutscher Nationalität erfreuliches Zeichen ist es offenbar, daß unsere Poesie angefangen hat, sich aus der gemächlichen Schaglichkeit lyrischen Empfindens aufzurichten, und kühn und mutbig ihren Gesang mit dem Grollen des Donners zu mischen, der Sturm und Angewitter verkündend, durch das deutsche Land hünurmelt, — denn wenn die rechte, wahre Kunst immer ein treues lebendiges Abbild der jedesmaligen Gegenwart sein soll, so muß die Poesie insbesondere der Zeit und ihren Geburten hellleuchtend und mahnend vorangehn.

Sind nun auch wohl die Schlachtgesänge Körner's und Arndt's und der zu ihnen gehörenden Dichtergruppe auch als eine, dieser Richtung der Poesie angehörende Erscheinung zu betrachten, findet sich dieselbe auch in den Arbeiten Rückert's, (geharnischte Sonnette) Uhland's und Anderer, könnte man auch die früher erwähnten Dichtungen Gleims und seiner Periode hier herrechnen, so haben wir doch in der neuesten Zeit eine Reihenfolge von Dichtern aufzutreten gesehen, die den Stoff zu ihrer Poesie fast ausschließlich aus dem rauschenden Strome der Zeit und der Gegenwart schöpften.

Wenn schon Anastasius Grün angefangen hatte, in seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ eine Poesie der Menschheit mit all' ihren gewaltigen Interessen der Gegenwart und Zukunft zu erstreben, wenn in einer uns noch näher liegenden Periode, „Freiligrath“ seine Muse zur wackeren Vorkämpferin der Zeit und ihrer gewaltigen Interessen machte, wenn auch des unglücklichen Kenau innerlichstes Streben dieser Richtung angehörte, und wir die Namen dieser Dichter bereits an den geeigneten Orten genannt haben, so bleiben uns dennoch einige bedeutende Erscheinungen unter den Dichtern übrig, die diesem Streben angehören:

Da ist nun zunächst G. Herwegh zu nennen, der durch seine „Gedichte eines Lebendigen“ die allgemeinste Anerkennung hervorgerufen, dessen Auftreten indessen nur eine ephemere Erscheinung gewesen zu sein scheint, hauptsächlich darauf berechnet den schnell vergänglichen Schimmer dichterischen Ruhmes zu erlangen. Bereits die wenig angemessene, müßige Zueignung der genannten Gedichte, das spätere Benehmen des Dichters dem Könige von Preußen gegenüber, seine jetzige Unthätigkeit, alles dies deutet darauf hin. Auch in seinen Gedichten, so wenig wir denselben im Allgemeinen unsere vollste Anerkennung versagen dürfen, findet sich das Rhetorische verwallend, daß man leicht zu der Meinung kommen könnte, der Dichter habe durch Längen dieser Art, eine häufige Armuth an poetischen Gedanken verdecken wollen.

Geboren wurde Herwegh im Jahre 1816. Er verließ sein Vaterland Württemberg und begab sich nach der Schweiz um den Folgen eines unangenehmen Ereignisses auszuweichen, welches ihn zu Stuttgart auf einem Balle begegnete, wo er, als Soldat seiner Militär-Dienstpflicht genügend, Händel mit einigen Offizieren hatte. Nachdem er sich längere Zeit in der Schweiz aufgehalten, dort auch seine „Lieder eines Lebendigen“ herausgegeben, ging er nach Berlin, mußte indessen auf Befehl der Regierung bald Preußen ganz verlassen, und hat seinen gegenwärtigen Aufenthalt in Paris genommen.

Neben ihm nennen wir zunächst Hoffmann von Fallersleben, der in seinen unpolitischen Liedern von allen Dichtern zunächst daran war, uns einen deutschen Chanson in ähnlicher Richtung wie Stranger den Franzosen zu schaffen, wenn nicht die Bitterkeit, die wir in allen seinen Gedichten finden zu wenig Veröhnung enthielte. Das Volkshümliche aber und der Humor des Volkes will nicht zerrißenes, er sucht im Gegentheil die Contraste einander näher zu bringen, das Widerstrebende mit einander zu versöhnen, wenn er auch scheinbar deren Zwiespalt vergrößert. Diese Gutmüthigkeit fehlt fast überall in den Arbeiten Hoffmanns, und er selbst fühlt und sagt dasselbe ebenfalls, wenn er als Motto die Worte aus der Offenbarung Johannes gewählt hat: „Und ich nahm das Büchlein von der Hand des Engels und verschlang es, und es war süß in meinem Munde wie Honig und da ich's gegessen hatte, grimmte mich's im Gaum.“

Jedenfalls ist aber Hoffmann eine bedeutende Erscheinung unserer Zeit, hervorgerufen durch das Vorwärts-Streben und Ringen derselben nach einer bessern Zukunft, und es ist dem rüstigen Vorkämpfer derselben wohl zu wünschen, daß er noch diese Zukunft erleben möge, die an ihm gut machen wolle, was er um ihrer willen gelitten. Geboren wurde Hoffmann 1798 in Breslau, besuchte die dortige Universität und erhielt nach Beendigung seiner Studien ebendasselbst die Professur. Die Herausgabe der bereits gedachten Lieder zog ihm jedoch eine Untersuchung zu, in Folge welcher er seinen Lehrstuhl Breslau verlassen mußte. — Er lebt jetzt in Mecklenburg mit seinen Studien beschäftigt.

Ein leider für uns Alle viel zu früh dahingeshiedener Dichter, dessen Namen wir ebenfalls hier nennen müssen ist Friedrich von Sallet. Im Jahre 1812 geboren, widmete er sich früh dem Militärstande, aber die Verhältnisse, welche ihn als Offizier beengten entsprachen seinem vorwärtsstrebenden, nach Freiheit ringendem Geiste nicht. Er verließ deshalb bald genug einen Stand, der seiner Individualität so wenig zusagte und folgte dem Rufe seines Genius. Seine Gedichte, und das Laienangelium gehörten einer früheren Periode an, und tragen den Charakter dieser Entwicklung in sich. Unter allen Dichtern der politischen Gegenwart ist er der freiste und entschiedenste.

Oh! Ihr werdet es nicht wagen,
Wie auf einen Zauber Schlag
Eure Haut zu Markt zu tragen,
Kommt uns nicht der Freiheit Tag.

So ruft er den „zahmen Propheten“, wie er sie nennt zu und wahrlich, er war selbst ein solcher Mann der That, er fühlte es tief in seinem ersten stolzen Bewußtsein, daß er ein solcher sei, von dem er dann weiter sagt:

III

Einzeln muß der Mann sich stellen
Wo Gefahr sein Haupt umkreist,
Und muß Hender und Gesellen
Vor dem Volk entlarven dreist.

Stürzt er von den ersten Schlägen,
Weil er wehrlos steht und vorn,
Bleibt sein Wort im Volk ein Segen,
Schwellend wie das Samenkorn.

Leider starb Sallet schon 1843 in einem Alter von 31 Jahren, aber sein Name und seine Gedichte werden einen ehrenvollen Platz unter den Kämpfern für Recht und Freiheit jederzeit behaupten.

Noch bedeutender, besonders in Hinsicht auf seine wahre dichterische Begeisterung ist Robert Prutz. Sei ihm bewundern wir neben dem edlen Streben nach der ewigen Wahrheit der Menschenrechte, das poetische Naturell. Er ist keiner dieser wild anstürmenden Kämpfer, die zuweilen überlaut, um den Mangel wirklichen Talents zu verdecken ihre Stimme erheben. In leichten melodischen Versen, mit Tönen die tief in die Seele dringen und an das Herz schlagen, nimmt er in den Reihen der Kämpfer für Freiheit und Recht, eine Stelle in den vordersten Gliedern ein. So ist z. B. sein Rheintied, welches nicht wie das Becker'sche gegen die Franzosen, sondern für die Freiheit für das edelste Gut der Völker, in die Schranken tritt. Auch sein Gedicht an den König von Preußen bei Gelegenheit des Kölner Dombaues ist gleich schön an poetischem Gehalt, wie an ehrenwerther, kräftiger Gesinnung.

Fortbau! — Fürwahr du hast es getroffen,
Das ist ein Klang der unserm Ohr gefällt,
Das ist es, das was deine Völker hoffen
Das ist die Lösung der verjüngten Welt. —

Nicht Dome nur, und Burgen und Palläste —
Bau fort o Herr an einem andern Haus,
Bau fort o Herr an einer andern Befestigung,
Den Dom der Freiheit — bau ihn aus!

Eine ebenfalls bedeutende Stelle unter den politischen Lyrikern der Gegenwart nimmt Carl Beck ein. Er wurde zu Pesth in Ungarn im Jahre 1817 geboren, studierte in Leipzig die Rechte und hält sich gegenwärtig in Berlin auf. — Das kräftige Bewußtsein eines Vaterlandes, das sich durch viele blutige Kämpfe seine Freiheit und Unabhängigkeit erhalten, giebt auch diesem Dichter, wie wir es bei Lenau gesehen haben, eine heftige Sicherheit, ein Gefühl des Stolzes, der sich in seiner Nationalität begründet. Wo er von seinem Vaterlande spricht, bietet er uns eine ganz andere Erscheinung dar. — Ein Wagen fährt über die Haide von Dobreczyn; der aus Frankreich vertriebene König sitzt darin. Sigeuner wollen den finstern Mann aufsteigern, sie billen ihm ein Lied vorsingen zu dürfen, und als er gewähret, ist es die Marseillaise — das Lied welches ihm ein Reich und eine Krone gekostet. —

Weniger freudig und stolz sehen wir ihn dagegen in seinen übrigen Gedichten, z. B. „die Lieder vom armen Mann,“ aber auch hier wie überall bekundet er sich als ein ächtes, wahres Dichtergemüth, das rüstig an dem „tausenden Webstuhl der Zeit“ mit zu arbeiten berufen ist.

Unter den übrigen Dichtern, die sich ebenfalls in der politischen Lyrik, wenn wir nun einmal diesen Ausdruck brauchen wollen, einen Namen erworben haben und hoffentlich noch rüstig weiter forschreiten werden auf der einmal betretenen Bahn, begegnen wir noch den folgenden, die alle mehr oder minder späterhin große Erfolge erringen dürften, wenn auch ihre Lieder bisher nur wenig in den Mund des Volks gekommen sind.

Da ist zunächst Ludwig Seeger, ein geborner Würtemberger, der indessen auch seinen Aufenthalt in der Schweiz genommen hat. Er ist ein begeisterter Kämpfer für die Freiheit nicht in seinen Gedichten

allein, sondern auch der That nach. 1840 kämpfte er, wie uns Ruge erzählt, mit gegen die Tyrannei von Neuhaus, als es noch sehr zweifelhaft war, ob das Volk einer Erhebung zum Selbstregiment fähig wäre: schon war sein Name auf der Liste der Proscribirten, da entschieden die Volksversammlungen zu Gunsten der Reformation, welche den politischen Liberalismus zur durchgeführten Republik erhob.

Außer ihm haben sich noch Rudolph Gottschall einen tüchtigen, Gottfried Keller, Alfred Meißner und andere Ruf erworben. Der erste ein junger Östpreuße, der sich mit seinen „zwölf Freiheitsliedern“ einen großen und wohlverdienten Beifall erworben. Der zweite Gottfried Keller, ein Schweizer von Geburt, und bekannt durch sein „Jesuitenlied“, den Apostatenmarsch und andere wohlgediegene Arbeiten. Alfred Meißner, ein Östreicher, der alle Principien der socialistischen Interessen in sich aufgenommen hat, und ein Apostel derselben geworden ist, daß man seine Poesien fürwahr für Lehrgedichte dieser Religion halten dürfte. Alle diese Männer haben sich wie gesagt einen tüchtigen Ruf erworben, ob aber derselbe ein wahrer Dichterruhm ist und es bleiben wird, oder ob nur das Blendende dieser mächtigen Regung der Zeit den Beifall hervorgerufen hat, mit dem man auch ihre Arbeiten aufgenommen, dies ist eine Frage, von der wir eben in der Zukunft die Entscheidung suchen müssen, jedenfalls aber ist die Gesinnungstüchtigkeit dieser Männer ein anerkennenswertes Bedingniß ihres Strebens, und für sie war es, für welche Ahdand besonders die ermunternden Worte ausgerufen:

Singe, wenn Gesangs gegeben
In dem deutschen Dichtervald!



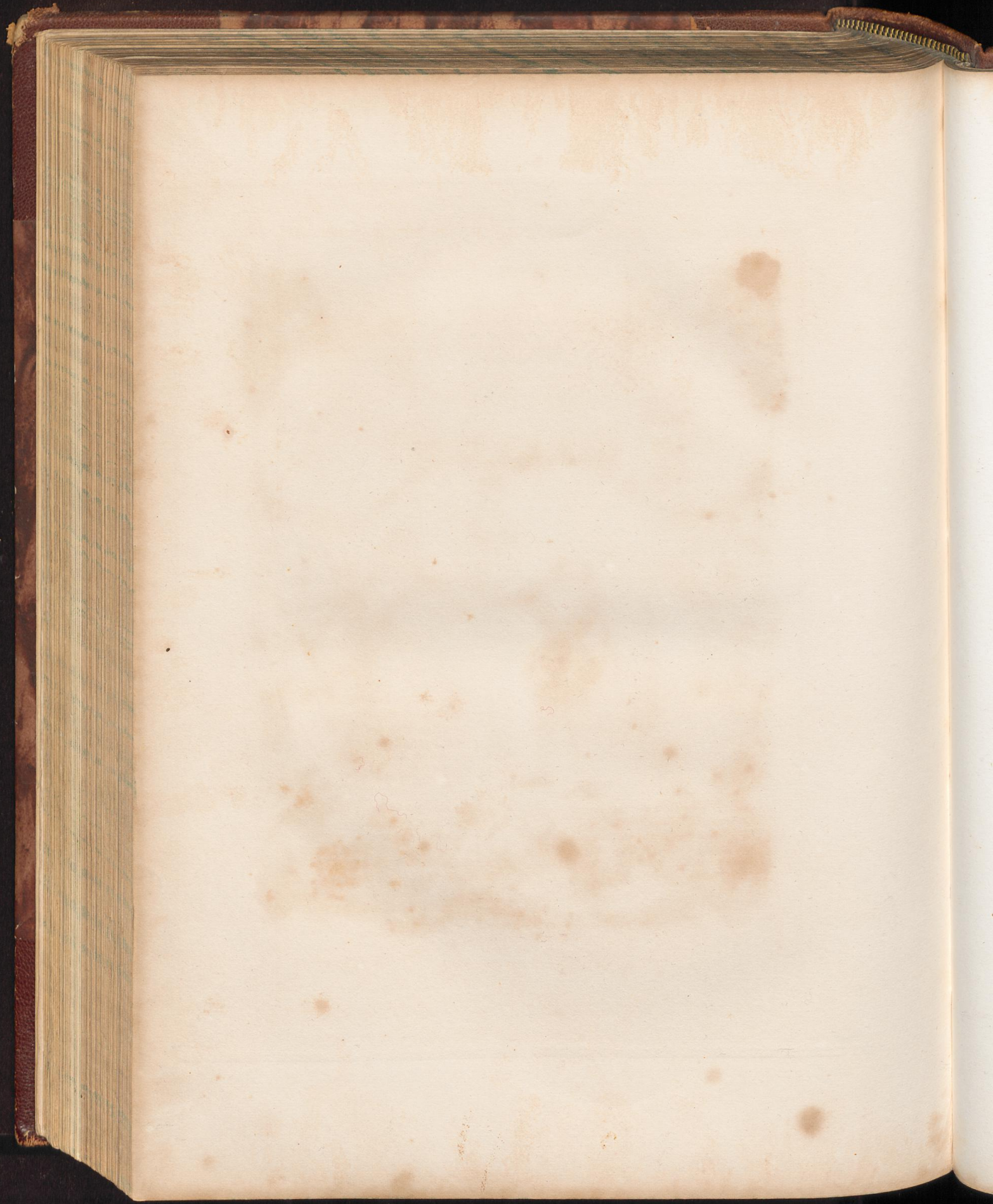


Der Magier
des
Nordens.

v. Hoffmann v. Fallersleben.

gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Hoffmann von Fallersleben.

Der Magier des Nordens.

Mei: Als Noach aus dem Kasten war.



Der Döbler ist ein Zaubermann,
Was der doch schöne Kunststück
kann;
Zum Beispiel legt er auf den Tisch
Ein Ei, das ganz gesund und frisch;
Er stülpet eine Glocke drauf,
Was wird daraus? nun passet auf!

Seht, wie er hebt die Glock' empor,
Da kommt ein General hervor,
Ein General ganz wundernett
Mit Degen, Sporn und Spaulettes.
Der Döbler macht, o Teufel!
Macht General' aus einem Ei.

Der Döbler reicht den Korb herum,
Spricht: hochgeehrtes Publikum!
Das ist fürwahr gar keine Sack',
Das Kunststück macht mir jeder nach.
Mein Herr, versuchen Sie's einmal!
In jedem Ei ein General.

Es nimmt ein Herr ein Ei, glückauf!
Legt's hin und stülpt die Glocke drauf.
Er hebet dann die Glocke empor,
Was aber kommt, was kommt hervor?
Dies Mal kein General es ist,
's ist ein gemeiner Polizist.

Drob wundert sich denn mancher Trost
Und schüttelt drob gar sehr den Kopf.
Der Döbler untersucht's und find't
Heraus den wahren Grund geschwind,
Und Alles sperret auf das Maul,
Als Döbler spricht: Das Ei war faul.

Der Regierungsrath.

Met: Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd.



Der Morgen graut, der Regierungsrath
Sitzt schon bei seinen Geschäften,
Ist ausgerüstet für Kirch' und Staat
Mit frisch erneuerten Kräften,
Er denkt mit Freuden an seine Pflicht
Und schreibt an einen neuen Bericht.

Er sitzt und sitzt in den Acten tief,
Hat Weib und Kinder vergessen,
Und hätte wenn ihn die Frau nicht noch rief,
Sogar auch die Mahlzeit vergessen.
Er setzt sich zu Weib und Kindern und spricht
Von nichts als von seinem neuen Bericht.

Der Regierungsrath nimmt kaum sich die Zeit,
Mit Ruhe das Mahl zu verzehren,
Da sieht man ihn schon mit Geschäftigkeit

Zurück an die Arbeit kehren.
Zwar hat er vergessen, doch weiß er es nicht,
Er dachte nur stets an seinen Bericht.

Der Regierungsrath ist geladen zum Thee,
Doch denkt er an seine Pflichten;
Gern kann er auf Ball und Assembly,
Concert und Theater verzichten,
Die Welt hat so große Genüsse doch nicht,
Als ihm gewährt ein guter Bericht.

Der Regierungsrath und sein Actenloß
Sind ewiglich treulich verbunden,
Veneidenswerthestes Menschenloos!
O selig verlebte Stunden!
Und wenn nun endlich das Herz ihm bricht,
So stirbt er an seinem letzten Bericht.

Der Spittelleute Klage lied.



Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Wir müssen Morgens früh aufsteh'n,
Und wenn wir das Gebet gesprochen,
Zwei Eimer Wasser holen geh'n
Und uns're Morgensuppe kochen,

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Dann müssen wir um halber zehn
An unser Tagewerk gleich säreiten,
Und wiederum an dem Herde steh'n
Und unser Mittagsmahl bereiten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Kaum ist das Mahl genommen ein,
Kaum kann man sich des Schlags erwehren,
Gleich muß man wieder munter sein,
Das Vesperbrötchen zu verzehren.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Ist nun auch endlich das gesch'h'n,
So wird es Abend unterdessen,
Wir möchten gern zu Bette geh'n,
Und müssen noch zu Nacht erst essen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Gottlob, bald endigt sich die Noth!
So denkt man wohl, o ja — mit nichten!
Wir müssen nach dem Abendbrot
Erst uns're Andacht noch verrichten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Nun ist es doch zum Ausruh'n Zeit,
O nein! wir dürfen noch nicht schlafen;
Der Spittelmeister lärmt und schreit:
Erst reinigt Keller, Krug und Hasen!

Robert Prutz.

Der Rhein.



Der deutsche Rhein —! Wie klingt das Wort
so mächtig!
Schon seh'n wir ihn, den goldig grünen
Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein —! Gedächtniß uns'rer Siege,
Du mit dem Blut der Göttern getauft,
Ruhm uns'rer Väter, die im heiligen Kriege
Mit Liebern nicht, mit Schwertern dich er-
kaufst! —

Ich sah ihn auch — es war ein böses Zeichen,
Novemberwolken hingen d'rüber hin,
Nicht strömen, nein! mich dünkt, ich sah sie schleichen
Die gold'ne Fluth wie eine Bettlerin;
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungekrast der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres keuschem Busen warf.

Ich sah das Land — die Traube sah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu zieh'n,
Lief weit hinaus mein flammend Auge schweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher ersahen;
Ein lautes Echo donnernd fortgetragen,
Sähen Strom und Thal und Felsen mir
bereit;

Doch — grad heraus! man darf das Wort nicht
wagen,
Das freie Wort, ihr wißt es! ist gefeit!

Wer hat nun Recht zu sagen und zu singen
Vom freien Rhein, dem freien deutschen Sohn?
O diese Lieber, die so mutzig klingen,
Beim ew'gen Gott! sie dünken mich wie Hohn.

Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch' stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr mühtet ja das Auge niedersinken,
Mit bitterm Thränen, voller Horn und
Schaam! —

Es gilt nicht dir, der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adergleich geschwungen,
Dich schließ' im Geist in meinen Arm ich
ein!

Aus voller Brust ist dir das Lied gequollen,
Und nicht im Kästch hast du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thatest Recht! und das ist Sängertart.

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt! —
Euch Deutschen gilt es, nah' und fern, euch Allen,
Soweit ein Hauch vom deutschen Munde
fliegt:

Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverfäht von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmern schon gesehn,
Ich meine wohl, ihr würdet bald gewahren,
Daß es nicht leicht ist, Schlachten zu bestehn.
Nicht jene Bürger werden niedersteigen,
Die Mädchen küssen, aber kämpfen nicht,
Die stummen Fische, glaubt mir! werden schweigen,
Und Mader brechen, wo ein Reich zerdrückt.

'S giebt einen andern, kräftigern Genossen,
Als jener Trümmer brockelndes Gestein:
Wer ihm den Arm, den Busen ihm erschlossen,
Der steigt durch ihn — und auch durch ihn
allein!
Ein Feuer ist's, das unauslöschlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt —
Drum frisch gewagt und euch mit ihm verbündet:
Es ist der Deutsche, ist der freie Geist!

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euren Thronen!
So wird das And're sich von selbst befrei'n.
Wag't's und vertraut! In allen euren Kronen,
Wo giebt's ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif! Ich wag's und sag' es
laut:
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie; denen Gott noch Größ'eres auch ver-
traut!

Sei deutsch, mein Volk! Verleth' den krummen
Rücken,
An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, gradaufwärts mußt du blicken,
Vom eig'nen Muth gesättigt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
Dies schmeichlerisch demüthige Geschlecht, —
Ein off'nes Auge! so geziemt es Allen,
Zu Boden sieht das Thier nur und der
Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieber, doch die Hand am Schwert.
Denn da gelang's, ihn ewig fest zu fesseln:
Die gold'ne Freiheit soll die Fessel sein!
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu fechten,
Dann, deutsch und frei, dann bleibt er
unser Rhein!

Zeichen der Zeit.



Ich sah einen Knaben der spielte Krieg
Mit zierlichen, zinnernen Truppen.
Da hört' er 'ne Trommel! fuhr auf und schwieg,
In den Ofen warf er die Puppen:
Und sah mit Augen kühn und stolz,
Wie das Metall im Feuer schmolz. —
Spüte dich, Knabe!

Ich sah einen Jüngling, der fuhr empor
Und schüttelte seine Locken,
Aus der Dirnen Arm, aus der Becher Chor,
Ueber sich selbst erschrocken:
Und stand und lauschte voller Schaam,
Ob schon die Morgenröthe kam. —
Hast du's verschlafen?

Ich sah einen Mann, der stand am Heerd,
In seiner Kinder Kreise;
Kugeln goß er und schliff ein Schwert
Und pfiß eine muntere Weise:
Er sah nicht auf, er sprach kein Wort,
Er schliff und pfiß nur lustig fort. —
Wird es bald scharf sein?

Ich sah einen Greis, der sprach bei sich:
„Weh mir elendem Greisen!
Bald donnert die Schlacht nun ohne mich.
Ohne mich nun sunkelet das Eisen!
Muß liegen in des Grabes Schooß
Und oben bricht die Freiheit los.“ —
Warte mit Sterben.



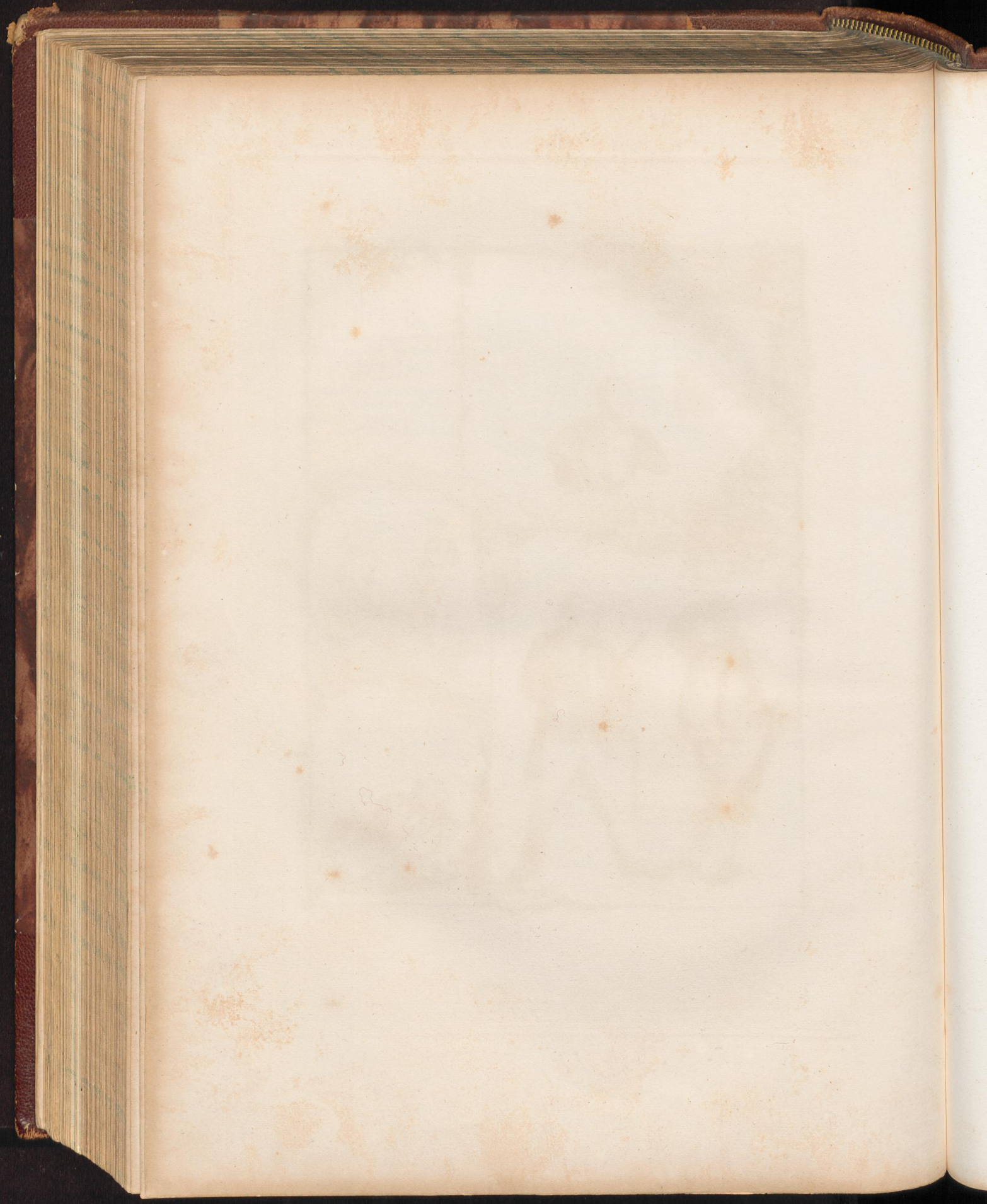


Wirth
und
Gast.

v. R. Prutz.

gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Wirth und Gast.

1834.



Herr Wirth! Herr Wirth! mir
ist so krank,
Mir schwirret das Ohr, mir pocht das
Blut,
Denn ach, ein Mädlein hold und schlank
Verdirbt mir allen Muth!
Stolz wendet sie den Rücken mir,
Und dennoch zieht's mich hin zu ihr,
An ihren Rosenmund!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! der Wein!
Der Wein macht euch gesund!“

Herr Wirth! und dann verdrießt es mich:
Bin auch gezogen mit in's Feld,
Stand unverzagt auf Hieb und Stich,
Und wurde doch kein Held!
Steh' in der Ecke wie ein Wicht,
Ach, und mein Mädchen kost und spricht
Mit den besernten Herrn!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! Der Wein!
Gilt mehr als Kreuz und Stern!“

So sei's dem Wirth denn auch vertraut:
Nicht hab' ich eben viel studirt,
Mehr nach den Mädchen ausgehaut,
Getrunken, renommirt!
Nun reizt der Doctorhut mich sehr,
Doch ich bekom' ihn nimmermehr,
Bin lang nicht klug genug!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! der Wein!
Der Wein macht Thoren klug!“

Herr Wirth! Herr Wirth! ei was ist das?
Hab' in der Tasche ja kein Geld!
Ob ich denbeutel gar vergaß?
Ei, ei, weg alle Welt!
Ihr riethet heut so trefflich mir,
Nun, lieber Wirth, nun helfst auch hier
— Mir ist die Tasche leer!
Trinkt aus! Trinkt aus!
Und geht nach Haus,
Weiß keine Hilfe mehr!“

Friedrich von Sallet.

Das Begräbniß der Rose.



In Blumen und Zweigen vergraben
Lag ich unter schattigem Dach,
Da sah ich 'nen wilden Knaben,
Der ein Waldröslein brach.

Doch bald warf er's zur Erde,
Gefäßigt von seinem Hauch,
Dann sprang ohne Sorg' und Beschwärde
Von dannen der kleine Gauch.

Da nah'ten sich schwärzliche Käfer
Und zogen an grünem Strang,
Zu wecken die träumenden Schläfer
Durch Trauerglockenklang.

Maiglöcklein tönten leise
Mit fernhin säuselndem Hall,
In felsam schauriger Weise,
Zu künden den Todesfall.

Nun kamen von allen Seiten
Zaub'rische Gestalten viel,
Das Begräbniß zu bereiten
Bei Sang und Orgelspiel.

Der Dom war gewölbt von Zweigen,
Fernhin erschallte schon
Durch's dumpfe Trauerschweigen
Des Baches Orgelton.

Die Blumen nah'ten im Leide,
Weil die Schwester gestorben war;
In priesterlich weißem Kleide
Trat die Lillie vor den Altar.

Sie sandte Gebete, so leise,
Unhörbar, himmelwärts;
Doch Däfte, wie Seufzer so heisse,
Bezeugten den tiefen Schmerz.

In bunten Chorgewanden
Die Schmetterlingschaar auch kam,
Die dienend den Altar umfanden,
Die Schwingen erbebten vor Gram.

Die Bienen in Schaa'en summten,
Herbei von fernem Flur,
Die Blumen in Leid verstummten,
Thauthränen hatten sie nur.

Geschäftige Käfer gruben
Ein kühles Grab im Moos,
Indeß die Bienen erhuben,
Den Lobtengesang der Ros':

„Du warst einst Borne Allen,
Nun bist du Aller Schmerz.
Laßt Lobtenglocken schallen
Und Lieber himmelwärts!“

„Laßt uns die schöne Hülle
Begraben tief in's Moos!“
Da liegt sie kühl und stille
Von Glanz und Düften los.“

„Doch wenn auch Würmer nagen
Den schönen Leib entzwei!
Laßt ab vom hängen Klagen,
Denn ihre Seel' ist frei!“

„Die reinen frommen Däfte
Sind ihr unsterblich Theil,
Die schwingen durch die Lüfte
Sich auf zum ew'gen Heil.“

„Wo Engelsstimmen klingen
In des Allmächt'gen Ohr,
Strebt nun auf geist'gen Schwingen
Der Todten Seel' empor.“

„Im Himmel wird sie wallen,
Weil sie so fromm und rein,
Da saugt mit Wohlgefallen
Sie der Allmächt'ge ein.“

„So, innig ihm vereinet,
Wird sie von ihm ein Theil.
Was klaget ihr und weinet?
Lobfingt und preist ihr Heil!“ —

Das Lied verküßelt schaurig,
Sie senkten die Nos' hinab,
Die Blumen schüttelten traurig
Thautropfen und Duft auf's Grab.

Da flüstert ein Weilchen mit Beben:
„Ich habe dich heiß geliebt;
Doch weil du so prächtig im Leben,
Stand ich dir fern betrübt.“

„Und drang meiner Düste Sehnen
Nicht zu dir, verweht von der Luft:
So fallen doch meine Thränen
Setzt nieder auf deine Gruft.“ —

Ob das Weilchen noch lange gelebet,
Ob's nicht verblichen bald? —
Nicht weiß ich's, von Schauer durchbedet
Verließ ich den stillen Wald.

Wanderlied.



Sag's: so traurig ist kein Nest,
Wo man eine Woch' verweilet,
Daß es einem nicht das Herz abpreßt,
Wenn man von dannen eilet.

Da bleib ich steh'n im Sonnenstrahl
Und schau' zurück mit Trauern
Hinab in's enge, dunkle Thal
Auf schwarze Thüem' und Mauern.

Und keine Mufft ist so schlecht,
Auch nicht der Leierkasten,
Daß, fühlt man nur die Töne recht,
Sie nicht zum Lanze pasten.

Kein Liebel ist so lahm und dumm,
Es läßt sich frechlich pfeifen,
Und kein Gesell so zahm und stumm,
Es läßt sich mit ihm streifen.

Kein Weg so krumm und voll Gestein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und, kommt man lustig nur hinein,
Ist's lustig in jeder Schenke.

Und bin ich ein armer Teufel auch,
Will ich mich nicht grämen und schämen
Um's Haupt den frischen Morgenhauch,
Den wird mir niemand nehmen.

Vom Mädel der gestohlene Kuß,
Der Trunk für meinen Dreier,
Sind Ding' die man mir lassen muß;
Das Andre hol' der Geier!

Man achtet mich daheim nicht sehr,
Drum lieb' ich das Marschieren;
Da grüßen die Wipfel ringsumher,
Die Vöglein musizieren.

Georg Herwegh.

Auf dem Berge.

Wa wären sie, der Erde höchste Spitzen!
Doch wo ist der, der einst an sie geglaubt?
Das Auge sieht die Sonne näher blißen,
Doch arm und sonnenlos ist dieses Haupt.

Ich sehe die granitnen Säulen ragen,
Und endlos wölbt der Bau sich drüber hin;
Doch will das Herz mir tief bekümmert schlagen,
Wie unter einem Königsbalдахin.

Hier wollte ich als frommer Parze beten'
Hier singen nach der Sterne reinem Takt,
Hier mit der Donnerstimme des Propheten
Gotttrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte = ja, ich habe mich vermessen —
In diesen Bergen suchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nie vergessen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck der Not da unten allzumal!
Wie nach den Feinden selbst, die ich verlassen,
Und nach der Menschheit vollster, tiefster Qual

Ihr glänzt umsonst, ihr Purpurwolkenkreisen,
Und ladet mich, gleich sel'gen Engeln, ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht doch lieber auf der Erde sein.

Der Gang um Mitternacht.

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder. —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Luft ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Weiber hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all' mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!

Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkten sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich sehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, Dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm
geraubt
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haupt?
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen.

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palaß,
 Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
 Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt
 Mit sündigen, mit angstverwirren Mienen,
 Geld, wie die Krone, ist sein Angesicht,
 Er läßt zur Flucht sich tausend Hölle zäumen,
 Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht. —
 O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler
 Raum!
 Unschuld und Hunger theilen drin das Bett.

Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
 Daß ihn der Traum aus wachen Nengsten rette;
 Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
 Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
 Die enge Hütte weitet sich zur Welt. —
 O Gott der Armut, laß die Armen träumen.

Beim letzten Hause auf der Bank von Stein
 Will segensfliegend ich noch kurz verweilen;
 Treu lieb' ich Dich, mein Kind, doch nicht allein,
 Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
 Dich wiegt in gold'ner Luft ein Laubpaar,
 Ich sehe wilde Hölle nur sich bäumen;
 Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Mar —
 O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken
 bricht!

Du Nacht, mit deinen tiefen stillen Blauen,
 Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
 Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
 Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
 Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
 Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl. —
 O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

Die Schweiz.

1842



Land der Sehnsucht, b'rin die Berge
 Wie der Freiheit Prachtkatzen,
 Wie aus blankem Gold und Silber
 Von dem Herrn gegossen, glühend;
 Berge, die er seinem Himmel
 Als die letzten Säulen gab,
 Wiege seiner Wetterwolken,
 Seiner Adler einsam Grab!

Land der Sehnsucht, b'rin die Ströme
 Sich wie müßige Rebellen
 In die Ebne niederstürzen,
 Auch der Rhein mit seinen Wellen,
 Auch der Rhein mit seinen Wellen,
 Der die vielen Worte hört —
 Ob's die deutschen Fürsten ahnen,
 Daß sich auch der Rhein empört?

Daß er hier sich nicht um Klippen
 Nicht um deutsche Lieder kummert,
 Und den eignen Friedensbogen
 Tausendfach im Sturz zertrümmert?

Ob ihr auch so voll des Lobes,
 Deutsche Säger, hier erscheint,
 Wo er donnernd schon als Säugling
 Seine Sporen sich verdient?

Wo die ersten Schöpfungsworte
 Laut noch durch die Lüfte klingen:
 Land der Dichter! das emporsteigt,
 Abgleich, auf Felsenschwingen;
 Wo die Erde heiß verlangend
 Nach dem Kranz der Sterne faßt,
 Bis sie vor der eignen Größe
 Tief erschauert und erblaßt?

Wieder bin ich dein geworden,
 Wieder glänzt ihr, stolze Firnen,
 Jeden Abend, jeden Morgen
 Frische Rosen um die Stirnen;
 Land der Sehnsucht, ob auch eitel
 Manich ein Slave mit dir prahlt,
 Bleibst du doch der treu'ste Spiegel,
 Der die Freiheit wiederstrahlt!

Einkens, hört ich, ging ein Engel,
 Durch der Herren Länder fragen,
 Ob ihr Boden nicht den Samen
 Auch der Freiheit möchte tragen?
 Und er bat um wenig Erde
 Und er bat um wenig Raum,
 Wenig Raum und wenig Erde
 Braucht ein solcher Freiheitsbaum.

Also muß' er seine Wurzeln
 Wie die junge Tanne treiben:
 Mög' er auch wie eure Tannen
 Immer grün, o Schweizer, bleiben!

Sicher vor des Himmels Blitze
 Und vor eurer eignen Hand,
 Sicher vor des Fremblings Blitze
 Und — vor eurem Unverständnis.

Doch sie riefen ihre Schergen
 In die Thäler, auf die Hügel,
 Und der Engel nahm den Samen
 Wieder unter seine Flügel,
 Trug ihn aus dem finstern Lande
 In der Berge Purpurschein,
 Senkt' ihn statt in lock're Erde
 In den Schooß der Felsen ein.

Vive la Republique!

Beim Abenglühen gesichtet.



Berg an Berg und Brand an Brand
 Lodern hier zusammen;
 Welch' ein Glühen! ha! so stand
 Zion einst in Flammen.
 Ein versinkend Königshaus
 Raucht vor meinem Blicke,
 Und ich ruf' in's Land hinaus:
 Vive la Republique!

Heil'ge Gluthen, reiner Schnee
 Goldne Freiheitsfäden,
 Abendglanz umstrahlter See,
 Schluchten, wild zerrissen —
 Daß im Schweizerlandrevier
 Sich kein Raaken bücke!
 Kaiser ist der Bürger hier;
 Vive la Republique!

Eine Falanz stehet fest,
 Fest und ohne Wanken
 Und an Euren Alpen mehrt
 Euer Gedanken!

Eurer Berge Kette nur
 Ward Euch vom Gesichte;
 Auf die Kette schrieb Natur:
 Vive la Republique!

Blumen um die Schläfe her
 Steigen Eure Höhen,
 Frisch, wie Venus aus dem Meer,
 Auf aus Euren Seen;
 Daß aus deinem Jungfernkranz
 Man kein Nöschchen knicke,
 Schweiz'rin, hüt' ihn wohl beim Tanz!
 Vive la Republique

Auf die Felsen wollte Gott
 Seine Kirche bauen
 Vor dem Felsen soll dem Spott
 Seiner Feinde grauen!
 Zwischen hier und zwischen dort
 Sieht's nur Eine Brücke:
 Freiheit, o du Felsenwort!
 Vive la Republique!

Dem Deutschen.

Eine Vision.

Sch hatt' ein seltsam Traumgesicht:
Da saß Gott Vater zu Gericht
Und rief jedwede Nation
Herbei vor seinen Sternenthron.

Die Völker kamen in dichten Haufen,
Zuß wie sie waren, angelaufen:
Die Britten, Russen und Franzosen,
Die Letzten, wie immer, ohne Hosen;

Selbst China und die Mongolei,
Auch ein Stück Pole war dabei.
Und als der Herr die Völker zählte. —
Gi, sieh! das deutsche Reich noch fehlte.

„Wo bleiben meine Deutschen wieder?
Recken sie noch die faulen Glieder?“

Sie könnten, seit ich sie begraben,
Doch endlich ausgeschlafen haben!“

Drauf ließ er 'nen Engel zur Erde springen,
Die Siebenschläfer herauf zu bringen.
Der Engel lief in Deutschland herum,
War Alles still, war Alles stumm,

„Ihr Deutschen, wollt ihr nicht aufstahn?
Die Ewigkeit geht eben an!“
Der Engel blies in lüchtem Horn,
Wie toll, in sein himmlisch Jägerhorn;

Doch eh' sich die Deutschen zusammengefunden,
War längst der jüngste Tag verschwunden,
Hatt' Alles seinen Lohn empfangen. —
Den Deutschen ist Himmel und Höll' entgangen.

Carl Beck.

Im Jahr des Heils 18 — — ?

Aus den Monatsrosen.)

1.

Er Tag beginnt und wieder mußt Du
wandern
In das gewohnte Joch, nach Deinem Brod;
Du hörst nicht auf das Leid der Andern,
Du hörst das Echo nur der eignen Noth.
Ach, was Du denkst ist Zahl und Maas und Wage,
Ach, was Du treibst ist Trug und Streit;
Die Plage theilt sich mit der Klage
Erbarungslos in Deine Zeit.

Sinnst Du mit eines Trödlers schlauer Kunst
Den alten Kram des Lebens neu zu schmücken;
Mit neuem Schwank, mit neuer Brunst
Mit neuem Wahn die Menge zu berücken;

Hast Du das Loosungswort getroffen
Zu einem Tagesheldenthum,
Und siehst verzückt die Thüren offen
Zu Gut und Geld, zu Macht und Ruhm:
Dann mußt Du klug den Blick des Nächsten meiden,
Dann glätte wohl die Falten Deiner Stirn,
Dann lasse Dein gebärend Hirn
Geheim sein schmerzlich Wochenbette leiden.
Ein Wort, ein Lächeln auch, ein Schritt verräth
Was mähsig Dir in dunkler Brust erstarrte,
Und schelmisch bringt ein Zweiter es zu Markte.
D säume nicht! Lebächtig heisst: Zu spät!
Mach zeige die Geburt in allen Gassen,
Ihr, eh sie stirbt, noch huldigen zu lassen.

Dem Schwärmer laß die selbne Grille,
Mit Ernst und Kraft, nach weiser Ahnen Brauch
Ein dauernd Werk zu schaffen in der Stille, —
Ertschaffe Du, wie Gott, mit einem Hauch!
Die wildbewegten Pulse dieser Zeit
Sind Ungebuld und Athemlosigkeit,
Den Schnellsten nennt die Welt den Ersten auch.
Sei schnell, Du bist der Herr zu dieser Frist,
Bis Morgen Dich besiegt der schneller ist.

2.

Die Furcht vor Morgen und die Dual von Heute
Geht mit dem Schreck von Gestern Hand in Hand.
Wohin Du herdst, es rühmen Dir die Leute
Die alte Zeit, die alte Zeit, die nur zu früh entschwand:
Da noch Erwerb auf allen Wegen:
Mit linker Faust zu greifen war;
Da vor des Ehebettes Segen
Noch nicht gezagt ein brütend Elternpaar;
Da noch die Kunst mit anerkanntem Fug
Den Fremden wies aus den bedrohten Hallen;
Da noch der Krieg den Völkern allen
Die übervollen Aern schlug.
So elend ist die Welt geworden!
Sie wünscht den Krieg, vielleicht die Pest zurück,
Allmächtig im Gewühl zu morden.
Wie Fliegen um ein winzig Zuckerstück,
Um eines Tropfens halbverwischte Spuren:
So schwärmen um ein Pünktchen Glück
Geräuschvoll tausend Kreaturen.

3.

Willst Du nach Brot in fremde Thäler ziehen?
In Deines Herzens Angst die Heimath fliehen
Mit Weib und Kind fort auf der falschen See?
Auswandern, ach, es ist das herbste Weh!
Wohl längst beschrachtet steht der Leiterwagen,
Wohl sieht geschivrt der Klepper vor dem Haus,
Doch können sie Dein Hütlein weiter tragen?
Und giebt das Grab die Aehren Dir heraus?
Erinnerung an Deinen Jugendtraum
Umgaunkelt Dich, ein heller Sommerfaden,

Und hängt sich hier an Deinen liebsten Baum,
Und dort an Deinen besten Kameraden.
Wenn gar zuletzt Dein quellend Auge schaut
Das Nest im Thurm, vom Klapperstorch gebaut,
Der scheiden muß im Herbst, ja scheiden —
Doch stets mit überfülztem Flügelschlag
Gezogen kommt am ersten milden Tag,
In treuer Brust des Heimwehs holbe Leiden:
Dann geht wie Kirchensang und Orgelton
Durch dein Gebein ein tiefes Selbsterbarmen,
Und wieder hält den schon verlorenen Sohn
Und doppelt fest die Heimath in den Armen.
Das Nöthchen Geld, gespart von Deiner Hand,
Zu werben um das neue Vaterland,
Genießest Du am liebsten doch daheim:
Du traust ja noch dem frommen Reim
Vom Herrn, der auch den kleinsten Sperling lezt,
Und auf dem Feld die zarte Lilie nezt.

4.

Geh hin und spanne Dich ins alte Loch,
Du wirfst, das wisse nur, beneidet!
Wer auserwählt, wer stolz von Dir sich scheidet,
Wer aufgebläht am Eigenthum sich weidet,
Der seidne Mann ist ärmer noch.
Er fürchtet die verschwenderischen Kinder,
Die schnelle Pest im Stall der Kinder,
Den Brand der Speicher und Kasse,
Im Lenz den jähen Zorn der Welle;
Er zittert vor dem kleinsten Faltenzug,
Der auf der Stirn des Staates dunkelt;
Den Schrein, darin sein Silber funkelt,
Wo birgt er ihn? wer hütet ihn genug?
Du fürchtest Nichts! Du willst nicht Mehr,
Willst kaum Genug die Noth zu stillen;
Was übrig bleibt ist Dein Begehr,
Das Allerlegte nur um Gottes Willen!
Du fragst ja nicht, ob's Deiner armen Seele
An allem Licht, an jedem Blümchen fehle?
Du willst ja Nichts vom Zufall erben,
Verlangst ja nicht des Glückes Gnadenschein,
Du willst ja gern und mühevoll erwerben;
Genießen willst Du nicht, nur nicht verderben,
Nicht leben — nur am Leben sein!